

Entwicklung von Welpen und Junghunden unter besonderer
Berücksichtigung der Physiologie und Psychologie
von Stressbewältigung
von Dr. Ursula und Frank Berges

Umfragen unter Welpen-/Junghundbesitzern und Züchtern ergeben, dass es auch beim Hovawart nicht äußere Merkmale, sondern die Wesenseigenschaften sind, die am eigenen Hund geschätzt oder aber auch kritisiert werden. Was ist das aber, das wir als Wesen bezeichnen? Eine gängige Definition dieses Begriffes ist immer noch die von WEIDT (1998):

"Das Wesen des Hundes ist die Gesamtheit seiner angeborenen und erworbenen Verhaltensweisen, sowie seiner augenblicklichen Zustände, mit welchen er auf die Umwelt reagiert."

Das Wesen des Hundes ist also das Ergebnis einer Interaktion zwischen Anlagen und Umwelterfahrung. Je nachdem, wie gelungen diese Interaktion ausfällt, wird der Mensch mit dem Wesen seines Hundes zufrieden sein oder aber Mängel feststellen. Man kann diese Interaktion sehr gut – wie es Weidt getan hat – als ein mathematisches Produkt darstellen:

Wesen = Anlage x Lernen x (innere und äußere) Zustände

Wie bei einer mathematischen Gleichung wird durch die Veränderung einzelner Faktoren das Ergebnis ebenfalls verändert. Wesensförderung besteht darin, diese Faktoren planmäßig so zu verändern, dass die Wesenseigenschaften qualitativ im gewünschten Maße verändert werden. Veränderungen können hierbei im Verstärken gewünschter oder im Unterdrücken unerwünschter Eigenschaften bestehen.

Welche Möglichkeiten hat der Züchter, diese Faktoren zu beeinflussen? Zum einen nimmt er über die Auswahl der Zuchttiere Einfluss auf die genetische Anlage seiner Welpen. Zum anderen beeinflusst er über die Haltung der trächtigen Mutterhündin die Anlagen und die Entwicklung der Feten. Vor allem aber ist es der Züchter, der die Randbedingungen für die Zeit der wichtigsten Lern- und Entwicklungsphasen des Hundes zur Verfügung stellt. Auch die Auswahl der Welpenkäufer und deren Beratung in den wichtigsten Wochen des Hundewerdens sind eine wichtige und verantwortungsvolle Aufgabe des Züchters im Bereich der Wesensförderung der Welpen.

Was ist die wichtigste Wesenseigenschaft für den Hovawart in unserer Zeit?

Diese Frage muss jeder Besitzer und erst recht jeder Züchter für sich entscheiden. Es wird auf diese Frage auch keine allgemeingültige und dauerhafte Antwort geben.

Früher hätte die Antwort vermutlich häufig "Wachsamkeit" gelautet. Der Hovawart war als Wach- und Schutzhund in der Vergangenheit durchaus ein misstrauischer Hund. Viele der langjährigen Mitglieder des RZV können bestätigen, dass der Hovawart noch vor 20 Jahren durchaus ein anderer war, als er sich heute zeigt. Veränderte Zuchtauswahlkriterien (=Anlage) und veränderte Aufzucht- und Haltungsbedingungen (=Lernen, =Zustände) haben dazu geführt, dass sich der Hovawart heute anders zeigt. Viele Hovawartbesitzer wollen heute immer noch einen Hund, der in der Lage und bereit ist, die Familie zu beschützen – sie wollen ihn aber andererseits auch in ihr normales Leben integrieren, das in ein enges soziales (Menschen-) Geflecht eingebunden ist. Umweltverträglichkeit ist damit zu einer wichtigen Wesenseigenschaft geworden. Wie für uns Menschen hat die Eigenschaft, sich ständig auf sich verändernde Lebensbedingungen und -situationen einzustellen, auch für den Hovawart an Bedeutung gewonnen. Diese Fähigkeit, häufig ungewohnte, befremdliche oder sogar belastende Situationen zu überstehen, ohne Schaden an Körper und Geist zu nehmen oder anderen Schaden zuzufügen, dürfte mittlerweile die wichtigste Eigenschaft eines großen Hundes sein. Diese sichere Flexibilität oder flexible Sicherheit ist auch die Lebensgrundlage, die ein Sport- und Gebrauchshund heute braucht, um ein normales Leben im Familienrudel führen zu können.

Die Aufgabe eines verantwortungsbewussten Züchters besteht somit darin, die Bedingungen zu schaffen, die der Welpen benötigt um sein Rüstzeug für das weitere Leben zu erwerben. Dieses Rüstzeug ist im Sinne der Wesensentwicklung die durch Lernen erworbene organische Fähigkeit, sich mit Neuem auseinandersetzen zu können und die Erfahrungen im Umgang damit zu integrieren.

Bevor wir uns mit dem Lernen dieser Umwelteigenschaften durch den Hovawart und den Einflussmöglichkeiten eines Züchters darauf auseinandersetzen, ist es sinnvoll, einen kurzen Blick auf die Strukturen zu werfen, die bei jedem höheren Lebewesen bewusstes oder gezieltes Handeln erst ermöglichen, das **Gehirn und das periphere Nervensystem**.

Jeder Organismus ist in seinem Fühlen, Handeln und Denken abhängig von den biologischen Gegebenheiten seines Körpers, der bei höheren Lebewesen wie dem Hund vom zentralen Nervensystem, dem Gehirn und dem peripheren Nervensystem gesteuert wird.

Zentrales Nervensystem oder Gehirn

Für unser Thema sind die folgenden Teile des Gehirns von besonderer Bedeutung:

Das **Großhirn**, das von einer Nervenschicht, dem Kortex, bedeckt ist; Der Kortex gilt als der Sitz der Gedächtnisleistungen. Er "lernt" langsam und in allgemeinen Strukturen oder "Karten".

Das **limbische System**. Es ist ein sehr altes System. Es besteht insbesondere aus dem Hippocampus und dem Mandelkern (Corpus amygdala). Das limbische System ist für emotionale Zustände und das Lernen von großer Bedeutung.

Peripheres Nervensystem

Das Gehirn könnte natürlich im Körper nicht viel bewirken, wenn es keine Verbindung zu diesem hätte. Diese Funktion hat das periphere Nervensystem.

In unserem Zusammenhang ist das **autonome ,vegetative' Nervensystem** von besonderer Bedeutung. Es steuert die Organfunktionen, ist aber ebenso an der Auslösung 'unwillentlicher' Emotionen beteiligt.

Das autonome Nervensystem unterteilt man in zwei gegenläufige Systeme:

Sympathikus	Parasympathikus
Aktivierend, für Notfallreaktionen zuständig	hemmend, verlangsamt in der Regel
Transmitter: Noradrenalin	Transmitter: Acetylcholin.

Das autonome Nervensystem ist von besonderer Bedeutung für die Stressbewältigung.

Um Lernen besser zu verstehen, wollen wir zwei Bereiche des Hirns einmal näher betrachten, nämlich den Kortex und den Hippocampus als Teil des limbischen Systems.

Die Prinzipien des Lernens von Säugetieren sind relativ gleich, es muss natürlich unterschiedliches gelernt werden - je nach spezifischer Anpassung an die Umwelt. Dabei müssen wir von angeborenen Veranlagungen ausgehen, welche durch Interaktion markiert und verstärkt werden.

Wir beschränken uns jetzt zunächst auf die Vorgänge im Gehirn, die beim Lernen stattfinden (im Grunde lernt ein Gehirn dauernd).

Sehen wir uns ein Gehirn an, finden wir eine graue Masse, zerklüftet von Furchen. Diese Masse besteht aus Milliarden von sogenannten Neuronen, welche die Träger der Informationsverarbeitung sind. Jedes Neuron ist elektrisch geladen mit einem Ruhepotential, das nicht bei allen Neuronen gleich ist. Neurale Aktivität beginnt mit einer Veränderung der Spannungsverhältnisse. Diese Veränderung muss allerdings eine gewisse Schwelle überschreiten, bevor im Neuron ein Aktionspotential entsteht, welches dann an andere Zellen weitergegeben wird. Neuronen funktionieren nach dem "Alles oder Nichts-Prinzip". Damit neuronale Aktivität differenziert weitergegeben wird, hat sich die Natur nun etwas sehr Kluges einfallen lassen. Zwischen den einzelnen Neuronen besteht nämlich keine direkte Verbindung, sondern ein Spalt. Es wird keine elektrische Spannung direkt weitergegeben, sondern chemische Botenstoffe ergießen sich in diesen synaptischen Spalt. Im Gegensatz zu elektrischen Reizen kann die Signalübertragung durch **Transmitterstoffe** sehr unterschiedlich ausfallen, so dass es zu sehr differenzierten Erregungsmustern kommt. Es kann dabei die Aktivität in den verschiedenen Hirnregionen gehemmt oder gesteigert werden.

Das Zusammenspiel der neuronalen Aktivität und der Ausschüttung der Transmitterstoffe bildet variabel verschaltbare neuronale Netzwerke oder Karten, welche Muster der Außenwelt bilden. Diese Netzwerke sind nicht von Anfang an da, sondern müssen eingestellt werden. Es muss also die Erfahrung mit der Umwelt erst abgebildet werden. Dieses Ausbilden von Verschaltungen (Verknüpfungen) nennt man "Lernen".

Lernen ist nicht gleich Lernen. - Lernen kann man nicht nur danach unterscheiden, wie gelernt wird (Lernen am Modell, Lernen am Erfolg oder Misserfolg). Lernen vollzieht sich auch im Gehirn auf unterschiedliche Weise. Damit ein Welpen sich sowohl im normalen Reifungsprozess als auch in Sondersituationen (z. B. in Gefahr) entwickeln kann muss Lernen zwei Kriterien erfüllen:

1. In vielen Bereichen muss schnell gelernt werden, um zum Beispiel in gefährlichen Situationen überlebenswichtige Reaktionen ausführen zu können. Auch sehr früh notwendige Verhaltensweisen wie das Suchen nach der Zitze müssen gleich gelernt werden, um das Überleben zu sichern. (episodisches oder explizites Lernen)
2. Um aber allgemeingültige Regeln finden zu können, muss wiederum langsam gelernt werden, damit man sich allmählich einer optimalen Lösung annähern kann und nicht völlig über das Ziel hinausschießt. Außerdem würde man bei nur schnellem Lernen zuvor Gelerntes schnell wieder vergessen.(implizites Lernen)

Schauen wir uns einmal Beispiele für diese Lernprozesse an:

Auch für erfahrene Züchter ist es immer wieder erstaunlich, mit welcher 'Instinktsicherheit' neugeborene Welpen an die Zitzen der Mutter streben. Den Begriff 'Instinkt' benutzen wir Menschen ja oft, wenn wir eigentlich nicht recht wissen, wie es funktioniert. Wir nehmen angeborenes Verhalten an. Instinktgesteuertes Verhalten benötigt aber in der Regel auch einen auslösenden Reiz. Nur was könnte dies beim neugeborenen Welpen sein. Das Suchen der mütterlichen Zitzen findet man nun bei allen Säugetierarten und so hat man dies bei Ratten etwas näher erforscht. Es konnte nachgewiesen werden, dass neugeborene Ratten deshalb so zielstrebig die mütterliche Zitze aufsuchen, weil diese einen Duftstoff absondert, welcher auch im Fruchtwasser enthalten ist und den die jungen Ratten deshalb schon gut kannten. Entfernte man diesen Duftstoff, waren die Ratten nicht mehr in der Lage, die Zitze zu finden. Das scheinbar instinktive Verhalten der Ratte und vermutlich der anderen Säugetiere ist also Ausdruck der im Mutterleib bzw. während der Geburt erfolgten Verschaltung zwischen bestimmten Geruchsempfindungen und anderen, die vorgeburtliche Geborgenheit signalisierenden Wahrnehmungen. Dazu findet dieses Lernen noch unter Geburtsstress statt, was Lernen beschleunigt. Durch diesen Lernprozess sind also neugeborene Säugetiere in der Lage, eine wichtige Hürde in ihrem Leben erfolgreich zu meistern und damit weitere Lernprozesse in Gang zu setzen.

Aber wieso lernen Hunde in diesen ersten Monaten eigentlich so schnell und warum lernen sie später sehr viel langsamer? Manches lernen sie sogar gar nicht mehr.

Die Antwort ist:

- weil es bestimmte Zeitfenster für bestimmte Lebens-(Lern-)bereiche gibt und
- weil sie etwas anderes gelernt haben und das Netzwerk (Gehirn) sich darauf eingerichtet hat.

Wir alle kennen die schnellen Fortschritte, die kleine Hunde in den ersten Lebenswochen und Monaten machen, bis zur Pubertät müssen viele lebensnotwendige Dinge gekonnt werden. Wir sprechen hier von den sensiblen Phasen insbesondere der Prägungsphase.

Nehmen wir als Beispiel die Prägung der Welpen auf den Menschen, so lernt der kleine Hund in den ersten Lebenswochen leicht, dass Menschen zu seiner natürlichen Umwelt dazu gehören, wenn diese sich rechtzeitig 'ins Spiel' bringen. Später ist dies jedoch sehr schwierig. Die Prägung auf den Menschen gelingt am besten, wenn die Welpen ab der vierten Woche viel Kontakt zu verschiedenen Menschen gehabt haben, also innerhalb eines bestimmten Zeitfensters. Schon nach der achten Woche nimmt die

Bereitschaft, Menschen als Sozialpartner zu akzeptieren, deutlich ab, wenn vorher kein Kontakt vorhanden war.

Dass solche Zeitfenster für eine Spezies sinnvoll und für das Überleben notwendig sind, sehen wir bei der Graugans am deutlichsten. Ein Graugans-Küken muss als Nestflüchter sich sofort der Mutter anschließen. Es wird also das erste sich von ihm weg bewegende Objekt für die Mutter halten und aus Angst vor Verlust ihm sofort folgen. Hier sehen wir auch schon die Wichtigkeit von Bindung, man nimmt heute an, dass Bindungsverhalten genetisch verankert ist.

Welpen haben zwar etwas mehr Zeit, aber schon in der vegetativen Phase wird Bindung und Kontakt immer wieder eingeübt und verstärkt. Sie müssen jedoch ab dem Moment, wo sie die Wurfhöhle verlassen, schnell lernen, was ein Rudelmitglied ist und was nicht. In den ersten Lebenswochen wird ein Welpen unter Wildbedingungen Kontakt nur zu anderen Hundartigen (Wölfen) haben und nur diese als Sozialpartner verinnerlichen.

Sinnvollerweise wird mit zunehmendem Alter langsamer gelernt, da es jetzt um die 'Feinabstimmung' geht, die zu immer besserer Anpassung an die Umwelt führt, vorausgesetzt, diese ändert sich nicht. Deshalb fällt es, um einmal auf menschliche Erfahrung zurückzugreifen, Kindern und Jugendlichen sehr leicht, technische Neuerungen zu *begreifen*, während ältere Menschen sich sehr schwer damit tun. Die Weisheit des Alters, früher durchaus gefragt, ist dagegen heute oft sinnlos geworden. Neurobiologisch wird die Lernkonstante abnehmen, weil die Konzentration eines für Gedächtnisprozesse wesentlichen Stoffes – Acetylcholin – mit zunehmendem Alter abnimmt. Dies ist ein für diese Substanz spezifisches Phänomen, andere Neurotransmitter nehmen nicht ab.

Die Zeitfenster, die es für einzelne Lernbereiche gibt, ermöglichen den Welpen, die jeweils angesagten Verschaltungen vorzunehmen, sofern die dazu benötigten Lernerfahrungen gemacht werden können. Ermöglicht ein Züchter oder ein Hundebesitzer dem Welpen in den Zeitfenstern nicht, die notwendigen Erfahrungen zu machen, bedeutet das nicht nur, dass diese Verschaltungen evtl. nicht mehr vorgenommen werden können und somit eine verpasste Chance. Der Schaden ist viel größer. Der Welpen wird in den einzelnen Zeitfenstern auf jeden Fall Verschaltungen in den Bereichen vornehmen, für die die Fenster vorgesehen sind. Bsp.: Lernt der kleine Welpen nicht, dass er seine angeborene Angst überwinden und seiner ebenfalls angeborenen Neugier nachgehen kann, dann "lernt" er, dass die Umwelt zu bedrohlich ist, als dass man sich ihr nähern dürfte.

Nutzt ein Züchter nicht das für die Prägung auf "Artgenossen" vorgesehene Zeitfenster, um den Welpen auf Menschen (auch besonders auf Kinder) zu prägen, dann wird der Welpen sich dennoch in dieser Phase auf Artgenossen prägen, die dann aber nicht die Menschen sind. Menschen werden in diesem Fall als "Nichtartgenossen" gespeichert.

Lernen ist – auch zeitlich – eng mit dem körperlichen Reifen verbunden. Körperliche und psychische Entwicklung müssen aufeinander abgestimmt verlaufen – sie bedingen sich sogar teilweise. Nur wer gelernt hat zu laufen, kann auch rennen, springen und jagen und die damit verbundenen Gefühle erleben. Nur wer sich traut, d. h. wer Selbstvertrauen oder Mut erworben hat, kann sich kalkuliert auf Wagnisse wie das Balancieren einlassen. Züchter und Besitzer haben nicht nur darauf zu achten, dass die Welpen nicht körperlich überfordert werden. Sie müssen auch daran denken, dass diese nicht Reizen ausgesetzt werden oder Aufgaben vorgesetzt bekommen, die sie psychisch, d. h. aufgrund ihrer wesensmäßigen Entwicklung noch nicht bewältigen können. Hatte man früher dazu geneigt, die Welpen zu lange "liegen zu lassen", so besteht heute vielfach die Gefahr, dass zu viel "gefördert" und damit dem Welpen geschadet wird.

Lernen bedeutet Erfahrungen mit der Umwelt sammeln. Je besser der Organismus den Umgang mit Situationen seiner Umgebung gelernt hat, um so besser sind seine Überlebenschancen.

Lernen basiert nun darauf, dass Situationen (Input-Output-Beziehungen) immer wieder durchgespielt werden, bis sich eine möglichst optimale Bewältigungsstrategie abgebildet hat. Kein Tier kann aber Kampfverhalten im ersten ernstesten Kampf lernen. Vielmehr werden nötige Verhaltensmuster im Spiel immer wieder geübt, ohne dass ein falsches Output ernsthafte Folgen hat. Spielen ist also die unmittelbare Folge von Lernfähigkeit und unabdingbar für Lernen.

Wichtig für das Verständnis von Lernprozessen ist jetzt noch die Frage, warum man sich einerseits einzelne Situationen hervorragend merkt und andere Dinge sehr oft üben muss, bevor man sie richtig kann. (*Herdplatte versus Vokabeln*)

Es gibt zwei Arten von Lernen, nämlich **explizites Lernen** (episodisches Lernen) als Gedächtnis für Ereignisse und **implizites Lernen**, welches Gedächtnisleistungen, die Fähigkeiten betreffen, beinhaltet.

Als Sitz der Gedächtnisleistungen kann man den Kortex annehmen. Er lernt jedoch sehr langsam und in allgemeinen Strukturen oder Karten.

Wie kann man sich also Ereignisse merken und wie kann man neue Inhalte lernen, die sich vielleicht gegenseitig stören (weil noch keine ausreichende Differenzierung vorhanden ist) oder widersprechen. Gravierende Einzelereignisse bedingen sogar manchmal eine rasche Veränderungen der vorhandenen neuronalen Verschaltungen.

Die Differenzierung ist möglich durch ein weiteres Modul neben dem Kortex, welches ebenfalls für Gedächtnisleistungen zuständig ist, dem Hippocampus. Er ist für die räumliche Orientierung unerlässlich, speichert kurz- und mittelfristig Erlebnisinhalte. Ohne Hippocampus kommt es zu einem Verlust der Fähigkeit zum Erinnern von Ereignissen. Die erinnerten Situationen werden vom Hippocampus während der Schlafphasen dem Kortex immer wieder vorgespielt. Er sorgt so für die vom Kortex benötigte häufige Wiederholung von neu zu lernenden Input-Mustern.

(Dieses "Lernen im Schlaf" gibt der Forderung, die Ruhephasen der Welpen und Junghunde nicht zu stören, zusätzliches Gewicht. Hatte diese Forderung bisher eher den Charakter einer moralischen Frage – "auch der Hund hat ein Recht auf Schlaf" – oder dachte man bisher nur an die körperliche Erholung der Welpen, so muss man zukünftig auch den Aspekt des Lernens von wichtigen komplexen Vorgängen beachten. Dieses Lernen/Abspeichern findet im Schlaf statt.)

Im Gegensatz hierzu werden zum Beispiel Bewegungsabläufe vom Kortex selbst gesteuert und gelernt und müssen fleißig geübt werden. Hunde üben diese Bewegungsabläufe in der Regel nicht ernst und verbissen, sondern im Spiel.

In der Praxis ist mit Blick auf die unterschiedlichen Lernarten zu beachten, dass schon einmaliges Erleben einer stark angstbesetzten Situation im Welpenalter zu dauerhaften Verhaltensauffälligkeiten führen kann, weil durch die bei Stress ausgeschütteten Hormone besonders intensiv gelernt wird. Zu einem späteren Zeitpunkt führt Stress und Angst gewöhnlich dazu, dass auf eingeschliffene Verhaltensweisen zurückgegriffen wird (Neulernen und Umdenken ist dabei blockiert). Gerade das Lernen von (technischen) Fähigkeiten läuft im allgemeinen besser in angstfreier Umgebung ab.

Sehen wir jetzt die Besonderheiten des Lernens in Konfliktsituationen an. Konfliktsituationen sind dann gegeben, wenn Erregungsableitungen gehemmt werden, z. B. bei Gemütsregungen, die nicht abreagiert werden können, häufiger jedoch beim Nebeneinanderexistieren verschiedener aktionsfordernder Triebe (Bsp.: Neugier ./ Angst).

Beim Lernen in Konfliktsituationen sind beteiligt der **Kortex**, der **Hypothalamus** mit der **Hypophyse** als Teile des ZNS; über das **periphere Nervensystem** wirken die **Nebennierendrüsen** (Nebennierenrinde und -mark) mit. Die Nebennierendrüsen erzeugen die Hormone Adrenalin und Noradrenalin im Mark und Corticoide in der Rinde. Gesteuert wird diese Drüse durch die Hypophyse. Beteiligt ist außerdem noch ein Teil des **limbischen Systems**, der **Corpus amygdala** (Mandelkern). Die Hypophyse wird vom Hypothalamus gesteuert und produziert verschiedene Hormone u. a. auch das Stresshormon ACTH.

Der Mandelkern hat eine wichtige Funktion bei der affektiven (gefühlsmäßigen) Bewertung von Reizen. Jeder Reiz wird ohne Abstimmung mit dem Kortex hinsichtlich seines emotionalen Gehaltes durch den Mandelkern bewertet und abgespeichert. Dabei arbeitet der Mandelkern salopp gesagt, recht unscharf, d.h. auch Reize, die einem als gefährlich gespeicherten Reiz ähneln, werden zunächst Alarmbereitschaft auslösen. Der Mandelkern mobilisiert in Schrecksituationen unser Repertoire an Flucht-, Verteidigungs- oder Bewältigungsstrategien.

Im Regelfall werden emotionale Erfahrungen über den Hippocampus mit Ereignissen in Verbindung gebracht und abgespeichert. In besonders angstbesetzten Situationen kann dieses 'Geschichte werden' jedoch blockiert werden, so dass durch Schlüsselreize ein ganzes Repertoire an Angstverhalten wieder abgespult wird.

Der Mandelkern hat einen raschen und direkten Zugriff auf das sympathische (aktivierende) Nervensystem und ist eigentlich eine Art 'Lebensversicherung'. Er ermöglicht, dass wir ohne zu Denken schnell handeln und so lebensbedrohlichen Attacken noch ausweichen können.

Neue Messmethoden haben gezeigt, dass auf das Gehirn einwirkende Reize zunächst vom Mandelkern auf ihren gefühlsmäßigen Wert untersucht und gewertet werden, bevor sie auf den Kortex wirken. Der Mandelkern beeinflusst dabei mit seiner Bewertung die Ausschüttung der verschiedenen Transmitterstoffe, die ihrerseits die Reaktionen des Kortex beeinflussen. Hier wird entschieden, ob aktivierende oder hemmende Stoffe eingesetzt werden und damit die Handlungsreaktion beeinflusst.

Eine wesentliche Aufgabe der Züchter und der Junghundbesitzer besteht daher darin, den Welpen die positiven Gefühle zu ermöglichen, die er für ein erfolgreiches Leben benötigt.

Eine normale Stresssituation und -reaktion finden wir oft bei Zuchttauglichkeitsprüfungen zum Beispiel am Schlitten.

Wenn der Schlitten auf den Hund zugezogen wird, kann man sich vorstellen, dass nun zunächst über optische Reize dieses Ding wahrgenommen wird und in der Hirnrinde die Erkenntnis entsteht, so etwas noch nie gesehen zu haben und dass es bedrohlich aussieht.

Das Gehirn wird natürlich sofort prüfen, ob es passende Lösungswege im Umgang mit diesem Gegenstand anzubieten hat und wir sehen dann Hunde, die bellen, Drohgebärden oder Meideverhalten zeigen. Nun kommt der Schlitten näher und die Aufregung im Gehirn erfasst immer tiefer liegende Nervenzellen. So werden schließlich auch Nervenzellen involviert, welche sehr lange und weit verzweigte Fortsätze haben und wiederum auch in höhere Regionen reichen und dort Prozesse mit beeinflussen. Wenn diese Zellen ‚feuern‘, wird sozusagen das gesamte Gehirn wachgerüttelt. Es werden alle gespeicherten Karten abgesucht, gleichzeitig wird über das periphere Nervensystem der Körper alarmiert.

Jedes Organ reagiert jetzt, die Nebennieren entleeren die Vorräte an Adrenalin ins Blut, das Herz schlägt heftig, die Blutgefäße werden eng gestellt, die Muskulatur zum Sprung vorbereitet, die Pupillen stellen sich weit, dem Hund sträuben sich vielleicht die Haare und unter Umständen flieht er.

Neurophysiologisch wird bei einer solchen Stresssituation im Kortex überprüft, ob sozusagen Erfahrungswerte vorliegen und es kommt zu einem unspezifischen Aktivitätsmuster. Dies geht einher mit einer Aktivierung besonders der Amygdala, von welcher die eingehenden Muster mit einer Gefühlsqualität belegt werden. Es wird dann der Hypothalamus aktiviert, Noradrenalin wird vermehrt ausgeschüttet. Wenn es nicht zu einem Abbruch der Stresssituation kommt, führt das sich aufschaukelnde Erregungsmuster zur Stimulation des sogenannten HPA-Systems, d.h. der Hypothalamus beeinflusst die Hypophyse, welche wiederum auf die Nebennieren einwirkt. Bei gut zu bewältigenden Konflikten oder Stresssituationen wird die HPA-Achse nur kurz aktiviert und beruhigt sich wieder. Ein Stresshormon, das Noradrenalin wird ohnehin in jeder neuartigen und unerwarteten Situation ausgeschüttet, ohne dass die HPA-Achse reagiert.

Solche Situationen werden im Gegenteil als angenehm erlebt, wir alle kennen selber das Gefühl von Anspannung und erhöhter Aufmerksamkeit, auf welches angenehme Entspannung und Freude über das Erlebte folgt. Diese Qualität hat zum Beispiel Neugierverhalten beim Hund auch.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei extremen Stresssituationen. Dies können sowohl Erfahrungen mit sehr hoher Angst sein, als auch langandauernde, nicht lösbare belastende Situationen. Gibt es keine Lösungsmöglichkeiten, läuft das Hirn sozusagen heiß. Es werden Verschaltungen aktiviert, welche für Extrem-Situationen vorgesehen sind, die Hypophyse oder Hirnanhangdrüse sondert ein Hormon namens ACTH ab, ACTH-Produktion finden wir bei Affekten von Angst oder Wut. Die Energiemenge für alle Zellen wird erhöht, die Nebennieren schütten jetzt Cortisol aus. Cortisol hat viel tiefgreifendere Wirkung als Adrenalin und führt schließlich zu Gefühlen von Ohnmacht, Verzweiflung und Hilflosigkeit.

Cortisolausschüttung hat Auswirkungen sowohl auf den Körper, insbesondere auf das Immunsystem als auch auf das Gehirn und führt bei Dauerstress zu schweren Schäden, bei Tieren zu einem Zustand völliger Hilflosigkeit und Gleichgültigkeit. Insbesondere der Hippocampus wird durch andauernde hohe Kortikoid-Spiegel zerstört, was sowohl die Fähigkeit zur Orientierung als auch die Gedächtnisleistungen beeinträchtigt.

Hunde haben die Gabe, Angst erst dann zu spüren, wenn sie konkrete Bedrohung erleben. Sie phantasieren also keine Angstsituationen wie wir Menschen. Dies heißt nicht, dass ein Hund unter ungünstigen Lebensbedingungen nicht in ständiger Angst-Spannung lebt. Er wird sich aber keine Sorgen darum machen, ob er morgen etwas zu fressen kriegt usw., ob sein Bezugsmensch morgen noch sauer auf ihn ist, sondern lebt im hier und jetzt. Er wird aber sehr wohl Angst empfinden, wenn er schlechte Erfahrungen mit einer ähnlichen Situation gemacht hat oder bestimmte Trigger auftauchen. Natürlich kann ein Hund auch Angst vor seinem Besitzer haben. Auch Verunsicherung aufgrund ungeklärter Rangordnung werden den Hund in ständiger Spannung halten, die eben die oben genannte Stressreaktion in Gang hält und unter Umständen auch Folgen für die Gesundheit des Tieres hat (z.B. auf das Immunsystem).

Wenden wir uns jetzt wieder dem zu bewältigenden positiven Stress zu:

Wie kann ein Hund lernen, Konflikte oder Stresssituationen zu meistern und wie können wir ihn dabei unterstützen.

Wir haben schon dargestellt, dass im Hirn vielfach verschaltete Netzwerke arbeiten, welche die Fähigkeit zur Verallgemeinerung haben und Handeln mit Gefühlen verknüpfen. Aktive Bewältigung kann also gebahnt werden.

Hierbei hilft das oben erwähnte noradrenerge System: Es wird in neuen Situationen als erstes zusammen mit dem sympathischen peripheren System aktiviert. Dieses System sorgt dafür, dass Nervenzellen aktiviert werden, der Informationsfluss schnell und reibungslos abläuft. Bei vermehrter Noradrenalin-Ausschüttung verändern sich Abläufe im Kortex und im limbischen System derart, dass die Spontanaktivität (das sogenannte Rauschen) verringert und die Antwort auf eingehende Reize verstärkt wird, das eingehende Bild wird sozusagen schärfer.

Dadurch kann intensiver auf interne und externe Reize reagiert werden, es kommt zu rascherer Verarbeitung sensorischer Information und der motorischen Antworten. Insgesamt ist der Hund also wacher und weniger abgelenkt. Die in solchen Zuständen einfließende Information wird intensiver und nachhaltiger verarbeitet. Das noradrenerge System bahnt also gleichzeitig Verhaltensweisen für die Zukunft. Wie wichtig die durch kontrollierbare Belastung ausgelöste Aktivierung des noradrenergen Systems für zentral-nervöse Anpassungsprozesse ist, zeigt, dass mit Hilfe dieses Systems nicht nur Belastungen bewältigt werden, sondern auch die Voraussetzungen für die Bewältigung geschaffen werden.

So ließ sich an Versuchstieren in verschiedenen Untersuchungen zeigen, dass wiederholte, verschiedenartige kontrollierte Stressbelastungen dazu führen, dass das noradrenerge System auf eine erneute Belastung mit verstärkter Aktivierung reagiert. Kontrollierbare psychosoziale Belastungen können auf diese Weise zu Stabilisierung, Reifung und Effizienz in neuronalen Netzwerken beitragen.

HÜTHER berichtet über Untersuchungen, bei denen Ratten, die in einer 'enriched environment' (=angereicherte Umwelt) aufgewachsen waren, als erwachsene Tiere einen dickeren Kortex, bessere Durchblutung, vermehrte Zahl der Gliazellen, vergrößerte Dendriten der Pyramidenzellen und höhere Synapsendichte aufwiesen. Sie waren weniger ängstlich in fremder Umgebung und zeigten eine verminderte Cortisol-Ausschüttung in Stresssituationen.

Ähnlich wirkte sich auch das sogenannte 'Handling' aus, bei welchem die Versuchstiere nach der Geburt wiederholt kurz in die Hand genommen und festgehalten wurden. Danach setzte man sie sofort wieder zur Mutter zurück. HÜTHER schreibt, dass "sehr komplexe, verschiedenartige und vielseitige kontrollierbare Belastungen (...) offenbar notwendig sind, um die individuelle genetische Potenz zur Strukturierung eines entsprechend komplexen Gehirns nutzen zu können."

Dieses "Handling" vollführt ein jeder gute Züchter – mehr oder minder triebgesteuert vom ersten Lebenstag der Welpen an und "trainiert" somit vom ersten Lebenstag an Stressbewältigung.

Ein gut eingerichteter, dem jeweiligen Alter der Welpen angepasster Welpenraum bzw. –auslauf hat somit nicht nur die Bedeutung, den Welpen die Langeweile zu vertreiben oder ihnen schon frühzeitig die Möglichkeit zu geben, Fähigkeiten zu lernen. Gute Erlebnisräume wirken sich mittelbar und mittelbar auf die physische Entwicklung des Gehirns und die psychische Entwicklung des Welpen aus. Hinter jeder Fähigkeit, die der Welpen erlernt, steht auch das "stolze" Gefühl, es zu können, "sich getraut zu haben" und beeinflusst damit die weitere Wesensentwicklung.

Der Hügel, auf dem der Welpen "thronen" kann, gibt ihm das Gefühl von Größe. Die Höhle, in die sich der schwächere Welpen flüchten und in der er sich verteidigen kann, stärkt auch sein Selbstwertgefühl. Jede gut überstandene spannende Spielsituation härtet den Welpen auch gegen Stress ab und macht ihn weniger stressanfällig.

Freiflächen für schnelles Rennen ermöglichen nicht nur das Laufenlernen, sie dienen auch zur Entspannung und zum Stressabbau. Dagegen schaden schlechte, insbesondere zu kleine Räumlichkeiten, weil Spannung nicht abgebaut werden kann.

Gelernt wird am intensivsten, wenn das noradrenerge System das Gehirn aktiviert, während unkontrollierter Stress das Lernen völlig blockiert. Bahnungsprozesse mit Hilfe dieses Systems sind um so intensiver, je früher sie gelernt und je häufiger die entsprechenden Verschaltungen bei Herausforderungen und Belastungen aktiviert werden.

Welche Chancen sich aus diesen Erkenntnissen für den Hundezüchter und Welpenkäufer ergeben, liegt auf der Hand. Es ist unerlässlich, sehr früh eine Umwelt anzubieten, die Raum für aktives Handeln und Umgang mit neuen Situationen lässt, ohne zu überfordern.

Überforderung kann stattfinden, wenn Bewältigungsmöglichkeiten fehlen, aber auch, wenn keine **Bindung** zu Artgenossen und keine ausreichende Bemmutterung stattfindet. Gleichzeitig kann Bindung aber auch Stressbewältigung erleichtern und unterstützen. Der Begriff 'Bindung' wurde von BOLBY eingeführt, welcher sich vor allem mit Mutter-Kind-Beziehungen beschäftigte.

BOLBY et. al. konnten zeigen, dass Affenbabys, die man von der Mutter trennte, ein kuscheliges Ersatzobjekt einem Drahtgestell, welches allerdings Milch spendete, vorzogen. Ohne Ersatzobjekt entwickelten diese Affen trotz optimaler Ernährung schnell schwere Verhaltensstörungen oder gingen ein. Selbst mit einem solchen Objekt waren solche Affen in ihrem Sozialverhalten schwer gestört. Bindung ist aber nicht nur für die psychische Entwicklung notwendig, sondern hilft auch, schwere Belastungen unbeschadet zu überstehen.

Eine Untersuchung kam zu dem Ergebnis, dass Furchtlosigkeit bei Wanderratten nicht angeboren, sondern eine Folge besonders guter 'Bemutterung' ist. Muttertiere, die ihre Neugeborenen häufig ablecken, fördern die Furchtlosigkeit der Kleinen. Gut gepflegter Nachwuchs reagierte gelassener auf späteren Stress als der Nachwuchs eher 'reservierter' Rattenmütter. Es ist davon auszugehen, dass dies auf Hunde übertragbar ist.

BRUNNER berichtet von einem Versuch, bei welchem Zwillinglämmer in eine Versuchsanordnung gebracht wurden, bei welcher beide Lämmer zwanzig Lichtsignalen ausgesetzt wurden und danach manchmal einen sehr milden elektrischen Schlag durch eine am Fuß befestigte Elektrode erhielten, manchmal aber auch Futter. Insgesamt wurden fünfzig solcher Serien pro Tag durchgeführt. Einer der Zwillinge wurde in Gegenwart der Mutter untersucht, der andere allein. Das Experiment dauerte insgesamt zweiunddreißig Tage. Trotz günstiger Umstände starben viele der isoliert getesteten Lämmer mit etwa zehn Monaten, das andere lebte weiter. Schon während der Versuchsreihe zeigte das isoliert getestete Lamm auffallende Anzeichen von Verhaltensstörung. Es weigerte sich nach einiger Zeit, der Mutter und dem Geschwister zu folgen und zeigte auch Unfähigkeit, sich in der Herde zurechtzufinden. Während das Lamm, welches bei der Mutter blieb, diese offensichtlich als Schutz und Halt erlebte, gab sich das isoliert getestete Lamm auf, es geriet in einen Zustand absoluter Hilflosigkeit, wie SELIGMAN sie in seinem Buch zur erlernten Hilflosigkeit bei Hunden eindrucksvoll beschreibt.

Dass die Bindungspartnerschaft auch für unsere Hovawarte eine wichtige Rolle im Rahmen der Lebensbewältigung spielt, zeigt das folgende Beispiel:

Bei einer ZTP zeigte eine Hündin beim sogenannten Pilzsammler eine heftige Schreckreaktion, obwohl sie den Menschen kannte, war sie auch nach Ablegen der Verkleidung nicht bereit, sich diesem anzunähern, sondern zeigte weiterhin deutliche Flucht tendenz. Dieser wurde zunächst auch nachgegeben, um den Hund nicht noch weiter zu traumatisieren und da die Geländebedingungen dies zuließen.

Auch nach längerer Abreaktionszeit und Verschwinden des Pilzsammlers zeigte die Hündin aber trotz der Begleitung ihrer Besitzerin an dem Ort deutlich, dass sie immer noch beeindruckt war. Deshalb wurde einige Zeit später mit ihr dieser Ort noch einmal in Gesellschaft ihres sehr sicheren Hundefreundes aufgesucht. Auch nach dieser Pause zeigte sie zunächst noch Verunsicherung an, als jedoch der andere Hund dort spielte und keinerlei Reaktion zeigte, entspannte sich die Hündin und sie war selber in der Lage zu spielen. Es konnte sich dann sogar der Mensch, welcher den Pilzsammler gespielt hatte, wieder annähern, ohne dass die Hündin eine negative Reaktion zeigte. Bindungspartner im Sinne des Vorhergesagten war in diesem Falle eher der Hundefreund als der eigene jugendliche Besitzer.

Dieses Beispiel zeigt vielleicht auch, warum wir es für unverantwortlich halten, Kinder oder Heranwachsende mit Hunden in belastende Situationen wie eine Zuchttauglichkeitsprüfung des RZV gehen zu lassen. Wenn der Hund unsicher ist, braucht er Halt an einem sicheren Besitzer, zu dem er eine vertrauensvolle Bindung hat. Die meisten Jugendlichen sind mit belastenden Situationen selbst noch völlig überfordert. Besonders deutlich werden die Bedeutung von zu bewältigendem Stress und die Folgen von unkontrollierbarer Belastung an den Untersuchungen von SELIGMAN zur **'erlernten Hilflosigkeit'**.

SELIGMAN's Untersuchungen an Hunden dienten der Erforschung der Depression beim Menschen, sie untermauern die Ergebnisse des oben dargestellten Experimentes an Schafen.

SELIGMAN setzte Hunde in eine BOX, welche durch ein Hindernis in zwei Hälften geteilt wurde. Nach einem akustischen Signal erhielten alle Hunde einen elektrischen Schlag. Während nun die eine Gruppe von Anfang an die Möglichkeit hatte, über das Hindernis hinweg sich in Sicherheit zu bringen, war die andere Gruppe zuvor schon elektrischen Schlägen in einem Geschirr ausgesetzt gewesen, denen sie nicht ausweichen konnten.

Während die Hunde der ersten Gruppe sehr schnell lernte, auf das akustische Signal zu reagieren und ohne Anzeichen von Stress dann über das Hindernis sprang, zeigten die Hunde der zweiten Gruppe, selbst wenn es ihnen gelang, einmal das Hindernis in der BOX zu überwinden, keine Lernerfahrung.

Ein naiver Hund, der ohne experimentelle Vorerfahrung in eine shuttle box gesetzt wird, rast mit Beginn des ersten Schlages wie toll im Käfig hin und her, bis er mehr zufällig über die Barriere klettert und damit dem Schock entkommt. Im nächsten Durchgang rennt der Hund wieder wild hin und her, überspringt die Barriere aber bereits schneller als im vorausgegangenen Durchgang: innerhalb von wenigen Durchgängen wird sein Fluchtverhalten sehr effizient, und dann lernt er bald,

den Schlag ganz zu vermeiden. Nach ungefähr fünfzig Durchgängen verhält sich der Hund ganz gelassen und bleibt vor der Barriere stehen; kommt das Signal für den Schock, so setzt er elegant über die Barriere und bekommt so keinen einzigen Schlag mehr.

Der Hund, der zuerst unvermeidbaren elektrischen Schlägen ausgesetzt worden war, zeigte ein in erstaunlichem Maße anderes Verhaltensmuster. Die ersten Reaktionen dieses Hundes auf die elektrischen Schläge in der shuttle box glichen weitgehend denen des naiven Hundes: er raste ungefähr eine halbe Minute wild hin und her. Dann aber blieb er stehen und legte sich hin und winselte leise vor sich hin. Diese Hunde schafften es auch in den darauffolgenden Durchgängen nicht, die Barriere zu überwinden, sondern gaben immer schneller auf. Auch außerhalb des Versuchsgeländes zeigte die beiden Hundegruppen schnell gravierende Verhaltensunterschiede.

Nicht hilflose Hunde wehrten sich, wenn sie in die Versuchsanordnung gebracht werden sollten, die hilflosen Hunde zeigten keinerlei Widerstand und wurden zunehmend apathischer. Dieses Verhalten konnte nur gelöscht werden, in dem man die Hunde gewaltsam über die Barriere beförderte, bis sie nach vielen Durchgängen wieder lernten, dass sie so der Negativ-Einwirkung entfliehen konnten.

SELIGMAN stellte fest, dass nicht nur Negativ-Einwirkung, sondern auch wahllose Belohnung zu Hemmung und Passivität führt. So wurden Ratten, aber auch Hunde wahllos mit Futter belohnt. Alle Versuchstiere zeigten danach deutliche Verminderung der Lernfähigkeit und Eigeninitiative, da sie nicht lernen konnten, welche Verhaltensweise erfolgreich und welche es nicht ist.

Für eine gesunde Entwicklung ist es also wichtig, dass kontrollierbare Belastungen erlebt und bewältigt werden und dadurch die Fähigkeit zur Bewältigung neuer Situationen zunehmend besser wird. Dabei muss der Hund erkennen können, welche Handlung Wirkung hat und welche nicht. (=Lernen am Erfolg/Misserfolg)

Hilflosigkeit kann auch dadurch erworben werden, dass dem Welpen die Möglichkeit zu eigenen Erfolgen genommen wird. Ein Welpen, der nicht handeln muss, um ein Bedürfnis zu befriedigen, weil der Züchter oder der Besitzer ihm ständig die "Arbeit" abnimmt, wird nicht bequem oder faul. Er lernt vielmehr, dass er das was nötig wäre, das Bedürfnis zu stillen, nicht selbst kann und dass er den Menschen dazu braucht. ("Wenn Mama zu viel hilft, wird sie immer helfen müssen.")

Wie eingangs gesagt, ist die Umweltverträglichkeit, die Fähigkeit der Umwelt keinen Schaden zuzufügen und durch die Umwelt keinen Schaden zu erleiden, eine der wichtigsten Eigenschaften, die ein Hovawartwelpen erwerben muss. Zur Umweltverträglichkeit gehört insbesondere die Konfliktfähigkeit. Hierzu zählt nicht nur die Fähigkeit, mit anderen Lebewesen ohne oder im Streit zu leben. Im Sinne der Thematik "Wesensförderung" zählt hierzu vielmehr die Fähigkeit, mit inneren Konflikten umzugehen. Wie bereits erwähnt liegen innere Konflikte insbesondere dann vor, wenn Erregungsableitungen durch äußere Umstände oder durch innere Blockaden wie gegensätzliche Antriebe gehemmt werden. Konflikte sind nicht nur spannungsgeladene Momente mit allen damit zusammenhängenden Aspekten wie dem intensiven Lernen oder der Gefahr von Überspannung, sie sind häufig Situationen, in denen sich die wesensmäßige Entwicklung eines Welpen entscheidet. Unter dem Aspekt des aus Gesundheitsgründen notwendigen Spannungsabbaus ist es zunächst nicht von Interesse, wie ein innerer Konflikt beendet, wie die Spannung abgebaut wird. Konfliktlösung, Ersatzhandlung, Übersprung und Leerlaufhandlung führen alle zur Entspannung. Für die wesensmäßige Entwicklung eines Welpen hin zu einem selbstsicheren und umweltverträglichen Hund ist es aber von Bedeutung, dass er seine Konflikte löst und zwar selbst durch eigenes Handeln. Nur so kann das erwünschte und benötigte Selbstvertrauen wachsen. Falsche Hilfestellungen führen zur "erlernten Hilflosigkeit".

Die aktuelle Konfliktbewältigung eines Menschen oder eines Hundes hängt stark von seiner Erfahrung mit Konflikten und ihrer Bewältigung ab. Sind diese positiv, so entsteht häufig ein "**Bewältigungsoptimismus**". Negative Erfahrungen können dagegen zu einer **Demoralisierung (=Bewältigungspessimismus)** und sogar zur **erlernten Hilflosigkeit** führen. ("Das schaffe ich ja sowieso nicht!"). Das Gehirn prüft wie oben dargestellt in jedem Konfliktfall ab, ob und welche entsprechenden Lösungsmöglichkeiten/Handlungsweisen gespeichert sind und gibt die Handlungsanweisung.

Die ersten Konfliktlösungsmechanismen sind dem Welpen angeboren (Drängeln zur Zitze, Fiepen als Hilferuf). So wie der Welpen bereits mit seinen ersten Handlungen körperliche Fähigkeiten erwirbt, sammelt er auch schon Erfahrungen im Lösen von Konflikten. Die Zeit des intensivsten Lernens ist eben nicht nur für körperliche Fähigkeiten beschränkt. Auch und gerade seine Erfahrungen im Lösen von Konflikten, die der Welpen erwirbt, prägen sein weiteres Leben. Und Konflikte werden jeden Hund ein Leben lang begleiten.

Was der Züchter oder der Hundebesitzer tun muss, um seinem Hund zu einem Konfliktbewältigungsoptimismus zu verhelfen, ist Teil der großen Frage "Wie wird aus einem Welpen ein wesensfester Hund?"

Voraussetzung dafür, dass sich ein Welpen zu einem wesensfesten Hund entwickeln kann, ist, dass die ihm angeborene Angst überwunden werden und sich die ebenfalls angeborene Neugier (= Antrieb) entfalten können.

Eine Grundvoraussetzung für die Überwindung der Angst vor dem Unbekannten hin zu vorsichtigen Erkundungsverhaltensweisen ist das Urvertrauen, das der Welpen zu seinen Versorgungsgaranten (Mutter, Züchter, Besitzer) hat. Das von den Versorgungsgaranten gewährte Gefühl von Geborgenheit durch Nähe, Schutz und Versorgung schafft dem Welpen den notwendigen (auch inneren) Freiraum für die Eigenaktivität des lebensnotwendigen Erfahrungsgewinns, des Lernens an sich. (Vgl. WEIDT/BERLOWITZ "Das Wesen des Hundes" S. 59) Die Geborgenheit ist die Basis für alles Neue. Wer weiß, dass er sich in den Kreis der Seinen zurückziehen kann, traut sich eher, die Welt zu erkunden.

Im Laufe des Erfahrungssammelns kommt es immer stärker zum Lernen am Erfolg (Verstärkung des vorausgegangenen Verhaltens durch Belohnungseffekte). Auf diese Weise lernt der Welpen auch, wie er sich unangenehm empfundenen Situationen durch eigene Aktivität entziehen, angenehme erreichen und Konflikte lösen kann.

Aus einer umfangreichen Vernetzung mit anderen Lerneffekten verbessert sich so laufend seine persönliche Strategie, lebenswichtige Erfahrungen entsprechend seinem Reifegrad zu sammeln und einzuordnen. **Konfliktbewältigungsstrategien** werden geschaffen und verbessert.

Im Rahmen einer positiv verlaufenden Entwicklung nimmt der Aktions- und Erkundungsraum des Welpen ständig zu. Unbekanntes wird mehr und mehr vertraut und verliert seinen ängstigenden Beigeschmack. Das jetzt noch Unbekannte weckt wiederum so lange die Neugier aber auch die Vorsicht, bis es selbst wieder ausreichend erkundet, eingeordnet und bewertet ist. So lernt der Welpen zunächst unter der Obhut seiner Mutter, dann unter Mitwirkung seines Züchters und schließlich auf der Basis partnerschaftlicher Bindung zu seinem Besitzer, die Welt für seine arteigenen Bedürfnisse einzuordnen und sich in ihr einzupassen. (Vgl. WEIDT/BERLOWITZ "Das Wesen des Hundes" S. 59)

Bezüglich des Wirkungszusammenhangs zwischen der Angst vor Unbekanntem und dem Antrieb der Neugier und des Erkundens handelt es sich um einen Entwicklungsprozess, bei dem so lange immer wieder Unsicherheit in Sicherheit gewandelt werden muss, bis sich jenes Maß an Selbstsicherheit/Selbstvertrauen oder auch Wesenssicherheit eingestellt hat, das für ein harmonisches Zusammenleben von Mensch und Hund erforderlich ist.

Durch seine Erfolge und die damit verbundene Freude wird der Hund seine Umwelt gefühlsmäßig positiv besetzen. Durch „Niederlagen“ oder das Nichtkennenlernen der Umwelt wird er sich von ihr bedroht fühlen.

Für eine gesunde Entwicklung des Welpen zu einem wesensfesten Hund sind einige unverzichtbare Voraussetzungen zu erfüllen. Dem Welpen sind in seiner sensiblen Phase höchster Lernbereitschaft, aber auch größter psychischer Verletzbarkeit folgende Fürsorgequalitäten zu bieten:

das Gefühl basaler Sicherheit und Geborgenheit (Urvertrauen, Bindung),

ein vielfältiger Lern und Entwicklungs(spiel)raum, art-/rassegemäße

Betätigungsmöglichkeiten

die Vermeidung von Überbehütung und Verwöhnung, die ein Entwickeln ausreichender Selbstsicherheit verhindert (falsch verstandene Fürsorge, erlernte Hilflosigkeit durch ständige oder zu früh einsetzende Hilfestellung oder Problemlösung durch den Menschen),

die Vermeidung einengender (Früh)Erziehung (Welpendressur).

(Vgl. WEIDT/BERLOWITZ "Das Wesen des Hundes" S. 60)

Die Züchter und die Welpenkäufer haben auf die v. g. Fürsorgequalitäten entscheidenden Einfluss. Sie sind aufgerufen, ihr Bestes zu geben. Sie haben auch vielfältige Möglichkeiten diese Voraussetzungen zu erfüllen und den Welpen zu fördern:

Zucht nur mit wesensfesten Hündinnen (Mutter und Vorbild),

Gestaltung der Wurf- und Aufzuchtstätte (schützende und anregende Umgebung),

schützendes Lager beim neuen Besitzer,

Kontaktliegen, Schmusen, liebevolle Pflege,

gemeinsames Spiel, Vertrauen schaffende Übungen,

klare Signale/Sprache,

klare Gesetze mit dauerhafter Geltung, die somit berechenbar werden, gerechte Strafen.

Der Welpen gewinnt sein Selbstvertrauen, das er auch für die Lösung von Konflikten benötigt, nicht nur durch seine Erfolge (Verknüpfungen). Der Welpen als stark rudelorientiertes Wesen identifiziert sich mit seinem Rudel voll und ganz. Die Gefühle, die Erfolge, aber auch die Niederlagen des Rudels sind auch seine eigenen. Nur aus einem starken Rudel kann ein starker Hund erwachsen. Da ein Welpen stark durch Stimmungsübertragung beeinflusst wird und durch das Kopieren von Verhaltensweisen der erwachsenen Rudelmitglieder lernt, entwickeln sich zwangsläufig aus einer ängstlichen Meute auch ängstliche Individuen, aber auch aus einer aggressiven Meute aggressive Individuen. Nur starke, selbstsichere erwachsene Rudelmitglieder können die Grundlage für starke, selbstsichere und damit umweltgerechte Nachwuchsindividuen sein. Da der Hund sich nicht nur mit seinesgleichen verbindet, sondern auch mit dem Menschen, gilt dies natürlich auch für die menschliche Familie, in der ein Welpen lebt.

Der Hund ist ein sehr sozial ausgerichtetes Wesen. Er braucht, um artgerecht leben zu können, eine Gemeinschaft, Meute oder Familie, in die er eingebettet und eingeordnet ist. Herrscht in dieser Gemeinschaft Harmonie, ist die Rangordnung klar, hat der Hund, insbesondere der junge Hund den Freiraum, sich in "Ruhe" zu entwickeln. Er gewinnt die **Bindungspartner**, die er für sein Leben, insbesondere für die Bewältigung seiner Konflikte braucht. Disharmonie/Misstimung innerhalb des Rudels oder zwischen einzelnen Rudelmitgliedern belasten auch den jungen Hund, obwohl sie eigentlich nicht ihm gelten. Kann der Hund sich diesen Misstimungen nicht entziehen, gerät er in einen Konflikt, den er in der Regel nicht lösen kann. Spannungsabbau durch Übersprunghandlungen (häufig Pflegeverhalten) führen hierbei häufig zu neurotischen Störungen.

Der Züchter hat zusammenfassend gesagt nicht nur einen großen Teil der Verantwortung dafür, dass aus einem kleinen, relativ hilflosen Welpen der gewünschte umweltverträgliche selbstsichere Hovawart wird, er hat auch vielfältige Möglichkeiten, diesen Reifungsprozess zu gestalten. Vereinfacht gesagt, hat er im Rahmen der Zuchtauswahl die Möglichkeit, die genetischen Anlagen zu beeinflussen,
im Rahmen der Aufzucht und Haltung der Mutterhündin die Möglichkeit, das Modell, an dem die Welpen lernen zu gestalten und die optimale Versorgung durch die Mutter sicher zu stellen,
im Rahmen der Welpenaufzucht
einerseits den notwendigen Schutz zu gewähren, den die Welpen brauchen, um sich sicher und geborgen zu fühlen und
andererseits die notwendigen Reize zu bieten, die die Welpen brauchen, um sich entwickeln zu können.

Literatur:

Dr. Ferdinand Brunner: "Der unverstandene Hund" – 3. Auflage 1981 –
Verlag J. Neumann-Neudamm

Heinz Weidt: "Der Hund mit dem wir leben: Verhalten und Wesen" – 1989
Verlag Paul Parey

Heinz Weidt/Dina Berlowitz: "Spielend vom Welpen zum Hund" – 1996
Naturbuch Verlag

Heinz Weidt/Dina Berlowitz: "Das Wesen des Hundes" – 1998
Naturbuch Verlag

Dr. Ursula Berges: "Zur Neurophysiologie von Lernen und Konflikt beim Hund" – 1999
(noch nicht veröffentlicht)

Frank Berges: "Hund und Konflikt" – 1999 (noch nicht veröffentlicht)